

Die „Frauen=Zeitung“

der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Weihnachtsbescherung

1. Am Morgen des Heiligen Abends war es. Eine bichte, schimmernde Schneedecke hüllte die schlummernde Erde in ein reines, warmes Kleid. Vereinzelt flohen weihen aus den grauen Wolken herab, und kündeten für die Christtage ein lustiges Schneetreiben.

In den beiden Betten des Kinderzimmers wurde es lebendig. Klein-Erich kletterte eifrig aus seinem Bettchen und zog mit gewaltiger Kraftanstrengung den schweren Kollbalken vor dem Fenster in die Höhe. Edith, das ältere, siebenjährige Schwesterlein, brachte es noch nicht zu der mächtigen Selbstüberwindung, aus dem weichen Nest zu trabbeln. Sie rutschte nur an das Fußende ihres Bettes und verfolgte von dort mit gespannter Aufmerksamkeit das Beginnen des Bilderleins.

Ich wußte, was ihre Neugier so sehr erregt. Erich hatte am Vorabend einige ausgeschnittene Bildchen und seine Spargroschen fein säuberlich in eine Schachtel gepackt, die er, nebst einem Brief an das Christkind, zwischen das Fenster gelegt hatte. Der Brief enthielt zwar nur Ringlein, Vierecke und ähnliche Kunzeichen, aber da Erich jeder von ihm entworfenen Figur zugestimmt hatte, welches Wort sie darstellte, hoffte er, das Christkind werde mit einigem guten Willen die Geheimnisse entziffern können. Die bunten Bilder hatte er für die Englein mitgeschickt, die das Christkind nun auf seinen kalten, nächtlichen Fahrten begleiten mußten. Sie sollten, doch auch etwas zum Spielen haben.“ Und von den Groschen würde das Christkind schöne Sachen für arme Kinder einkaufen. Ich ließ es dahingestellt, ob nur milder Güte oder ein kleiner, harmloser Bestechungsversuch diesem Tun zu Grunde läge. Für alle Fälle hatte ich in der Nacht, als Morpheus sich wieder einmal als das beste Kindermädchen bewährt und meine Angen zur Ruhe gebracht hatte, das Schächtelchen entfernt. Nun schaltete ein Triumphgeschrei, das jedem Siouxindianer Ehre gemacht hätte, aus dem Kinderzimmer.

„Mutti, Mutti, das Christkind war da, das Schächtel ist weg! Nun bringt es wohl alle die schönen, bestellten Sachen?“ Kauch wird heute das Ankleiden vollendet. „Wie schön, daß es schneit“, jubelt Edith, „da kann das Christkind inmitten all der Flocken ungelesen zur Erde fliegen und uns viel Schönes mitbringen.“ Auch Erich starrt in das sanfte Flockenwehen. „Wenn ich lange genug hinauf sehe, glaube ich, wir fliegen in die Höhe, gerade in den Himmel hinein zu dem lieben Christkind, da würde ich alles sehen, was es hergerichtet hat.“ Edith guckt nachdenklich vor sich hin: „Weißt du, gar so viel wird es nicht sein. Es ist doch alles so teuer. Nun, vielleicht hat es noch von früher etwas aufgehoben. Blau dafür muß es ja im Himmel haben, und wie alles kommen wird, hat es doch im Voraus gewußt.“ Etwas beruhigt sehen beide wieder in den Schnee hinaus. Plötzlich schreit Bubi entsetzt auf: „Edith, da schau, diese riesigen Fußstapfen da draußen in unserem Garten. Da war vielleicht gar der Krampus wieder da und hat unseren Brief geholt?“ In den Kinderangenen steht eine bange Frage, und auch das Schwesterlein erwägt ganz leise: „Das Christkind kommt halt nur zu braven Kindern.“ Aber so schnell wirft sie die Finthe nicht ins Korn. Von den verschiedenen Fenstern werden die verdächtigen Spuren im Garten gemustert, und bald stellt das kleine Volk mit großer Befriedigung fest, daß die mächtigen Stapfen von der Straße gerade zu unseren Schlafzimmern führen. „M“, nickern beide, es war sicher der Krampus, der hat nur bei Mutter und Vater hereinzugucken wollen, ob sie brav sind. Um uns hat er sich gar nicht gekümmert.“ Und in dem seligen Bewußtsein ihrer nie angezeifelten Brautheit besprechen sie die für die Eltern so behagliche Tatsache. Plötzlich leuchten die Augen des Kleinen wieder auf: „Da schau!“ Nun muß auch ich bewundern und bestaunen. Von der Wiege laufen kleinwinzige Fußspuren gerade zum Fenster des Kinderzimmers.

„Mutti, da siehst du noch die Abdrücke von den kleinen, goldenen Schuhen des Christkindes.“ Selig verflärt hatten beide auf dieses Wunder, als ob das Christkind wirklich in all seiner Holdseligkeit vor ihnen stünde. Ich teile natürlich ihre Freude und verschweige meine feinerische Ansicht, die großen Fußritte könnten von einem Strolch herrühren, der unseren Keller einer nächtlichen Prüfung unterzog, die kleinen aber von einem beutungsartigen Biest, das sich in die Nähe menschlicher Wohnungen verirrt. Der Tag verläuft bei den erwartungsvollen kleinen Leuten friedlicher als gewöhnlich. Gleich nach dem Frühstück nimmt das Mädchen einen tapferen Anlauf, ihre Ferienaufgaben zu erledigen. Sie rückt mit ihrem Schreibstift an, eine Selbstüberwindung, die das Christkind doch rühren muß. Freilich stöhnt sie leise dabei: „Warum ich nur noch mit der Feder schreiben lernen muß. Auf der Maschine klappern wäre doch viel lustiger.“ Erich wiederholt die zehn Gebote, die er der Schwester einmal abgelauscht hat und verklärt mit edler Seelenruhe als viertes Gebot den nicht unrichtigen Satz: „Lasse es dir wohlgehen auf Erden, damit du lange lebst.“ Doch ewig dauert kein Friede. Es entstehen Grenzstreitigkeiten auf dem Tisch, und wie sich einst die Helden vor Troja mit höherfüllten Worten kränkten, ehe sie zur Waffe griffen, geht auch hier den Tätzlichkeiten ein harter Wortkampf voraus. Edith brüht: „Du bist Du bist“ — es fällt ihr keine andere Bezeichnung ein, die das volle Maß ihrer Verachtung enthielte. Doch ja, sie kennt ein Wort, bei dem sie sich gar nichts vorstellt, und frohlockend schleudert sie es dem Bruder entgegen: „Du bist ein Goethe“. Tränen der Schmach erstickten Erichs Stimme, als er wütend mit einer ähnlichen Beleidigung antwortete: „Und Du, Du bist ein Schiller!“

Doch auch dieser Tag rückt vor. Die Kinder möchten am liebsten die Weltordnung umstoßen und gleich nach dem

Mittageßen die Finsternis herausziehen lassen. Endlich ist die Zeit gekommen, wo ich mich, dem überlasteten Christkind helfend, in das Christbaumzimmer zurückziehe. An der versperrten Türe räuseln und pochen die Kinder: „Mutti, ist das Christkind gerade bei dir?“ „Mutti, was hat denn das Christkind gesagt?“ „Hast du uns gelobt? Hat es schon etwas gebracht?“ Schick ihm viele Grüße von mir und sage ihm, daß ich meine vierjährige „Anna“ für die Weihnachtsfeier schön anziehe und weißt Du“, fügt das Stimmchen ganz leise, nur für mich bestimmt, hinzu, „ich habe ihr das große Häubchen darüber gezogen, damit das Christkind das Loch im Kopf nicht bemerkt.“ Dann höre ich die Türe gehen, darauf erregtes Geflüster; endlich ruft Edith begeistert: „Mutti, Fredi ist gerade hier gewesen. Denke dir, das Christkind war schon bei ihm und hat ihm ein wirkliches, lebendiges Bruderlein gebracht.“ Ein lebendiges, das schreien kann“, bestätigt Erich ernsthaft. Und wieder steht des Mädels Stimme: „Liebe, liebes Christkind, bring mir doch heute Abend auch so ein lebendiges Bruderlein. Ich lasse es in meinem Bett schlafen und gebe ihm meine Milch zu trinken, und wenn es in der Nacht schreit, so mach es auch nichts, ich höre es gewiß nicht“, versicherte großmütig der Bub. Endlich ist es Abend. Der Lichterbaum erstahlt und die Kinder treten ein: Edith rasch und ungefüm. Ein schneller Blick überfliegt den stimmenden Baum, dann wendet sie sich mit lautem Jubelruf ihren Sachen zu: „Alles, was ich mir gewünscht habe, nur das Bruderlein fehlt. Vielleicht hat es das Christkind nicht mehr so schnell besorgen können. Na, dann halt nächstes Jahr.“ Sie nimmt das Leben wie es eben ist, ohne viel zu grübeln. Der Bub steht vor dem Baum und starrt traumverloren in die Lichterpracht. Seine entzückten Augen strahlen den Glanz in all seiner Reinheit zurück. Es ist doch der schönste Weihnachtsbaum, der einem aus den Augen der glücklichen Kinder entgegenleuchtet. — Aber bald überwiegt auch hier die Neugier. Erich ergreift mit begeisterten „Oh, Oh, Uijeh, wie fein“, von seinen Spielzeugen Besitz. Am meisten fesseln ihn alle Dinge, die Kunst, richtiger gesagt, Kärm verursachen und alle, die eckbar sind. Allerdings bedauert er gewaltig, daß er nicht gleichzeitig eine seiner Bäckereien verschmausen und dabei Mundharmonika blasen kann. Da tönt aus der Ecke, in der sich Edith mit ihren Puppen vergnügt, ein aufrichtiger Enttäuschungssehrei: „Mutti, hättest Du das vom Christkind geglaubt? Da halt es sich meine zerbrochene Puppe vom Vorjahr ab. Weißt Du, die Berta, die den Fuß verloren hat. (Und ob ich es wußte!) seht ihr die Beine wieder ein, pugt das Kleid anders auf und bringt sie mir als neue Puppe wieder. Ich erkenne sie genau an ihrem braunen Haar. Aber das hätte ich vom Christkind nicht erwartet.“ Der blonde Kopf quillt sich so empört über diese neue Erkenntnis, daß die blauen Nasen ganz haktlos herumweht. Ja, wenn man selbst an dem Christkind irre werden muß! Ich entschuldige das Krone mit den teuren Zeiten, in denen es statt Anwandlungen zu machen, nur alte vorgefundene Sachen ausbessern kann. Edith nickte, wohl mehr aus Gefälligkeit als aus innerer Überzeugung. Erich steht schon wieder vor dem Baum und müstert seine eckbaren Schätze mit kritischem Blick. „Wie ist der Baum schöner, wenn er leer oder so lange er noch hängt ist?“ Auf meine Antwort, er sei in seinem vollen Schmuck am schönsten, murmelt er enttäuscht: „Da muß ich alles noch bis übermorgen, bis zu unserer Kinderfeier draus lassen.“ Ich glaube, er überlegt in diesem verjüngungsreichen Augenblick, ob es nicht besser wäre, auf die Kindergeellschaft zu verzichten und sich in früh-fröhlichem Schmausen gleich über den Baum herzumachen. Aber bald ist auch diese schwermütige Anwandlung überwunden. Erich kuschelt seinen Wagen durch das Zimmer und trompetet dazu, Edith wiegt ihr jüngstes Kind und spielt ihm Mundharmonika vor, wenn sie nicht gerade das Kleine schreien lassen muß. Mandmal erfolgt ein Zusammenstoß; der Krächser schimpft, das Kind weint, die Harmonika quietst und die Trompete tutet.

Langsam verlöschen die Lichter des Baumes. Mir geht das alte Weihnachtslied durch den Sinn: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Still ist dieser Abend wohl nicht gewesen, aber doch heilig, geheiligt durch die reine, gläubige Freude der Kinder.

Dr. Gijela Mayer-Pittich.

Im schwarzen Glacehandschuh

Stimme von Clara Blühagen.

Sie kannten sie alle, die Frau Professor Jordan, und sie mochten sie alle gern. Ihre Tapferkeit, sich in der Not dieser Zeit zu behaupten, imponierte und erweckte Sympathie. Sie sammelte und klangte nie. Wenn man die übliche Frage an sie richtete, wie es ihr gehe, so erwiderte sie nicht etwa: „Mies mit Ander“, sondern einfach: „O ganz aut!“ und unterstrich es mit einem freundlichen Lächeln.

Noch immer wußte sie den Anschein der Dame der guten Gesellschaft ausrecht zu erhalten. Ihre Kleidung war zwar alt und abgetragen, aber fleckenlos, sauber gebügelt und mit einigen aeshdichten Fäden der Modeneränderung glückselig angedoht. Kon hatte von ihr, nur so ganz nebenbei, erfahren, daß sie allerlei Unereuliches durchlebt habe, mit Zwangsmietern und Hausverwaltern, mit einer bösen Behörde, die ihr die letzte kleine Pension gestrichen, mit Eindrehern, die sie fast ihrer gesamten Garderobe beraubt hatten. Aber, wie gesagt, sie behauptete sich. Gebörte sogar noch einem vornehmen Frauenklub an, dessen ziemlich hohen Monatsbeitrag sie ohne Murren bezahlte.

Außerdem hielt Frau Jordan auf Tradition. Sie wußte, daß für die Eleganz einer Frau in erster Linie die Verschaffenheit von Schuhen und Handschuhen maßgebend sei. Ihre Schuhe wa-

ren in guter Verfassung und Handschuhe trug sie immer. Weiß lange, schwarze Glaces, die noch ein Stückchen des Unterarms bedeckten.

Man schüttelte ein bißchen den Kopf darüber in diesem vornehmen Klub, in dessen hellerleuchteten, nach den neuesten Begriffen des Schönen eingerichteten Räumen die Kommerzienrätinnen und Erzellenen keine Handschuhe trugen, sondern das Brillantfeuerwerk ihrer Ringe unerschrocken strahlen ließen.

„Es ist eine Laune von ihr, gönnen wir sie der alten siedon Dame, wir alle haben vielleicht auch unsere Unberechnlichkeiten“. — „Gewiß, Liebe. Nur ist diese Laune zurzeit etwas Kostspieliges. Und wer rechnen muß, wie es unsere liebe Professorin doch zweifellos muß“. „Immer nobel muß die Welt zurande gehen! Rach uns die Sündflut... Kummern wir uns nicht weiter darum!“

Trotzdem belämmerte man sich weiter darum, und das umso mehr, je hartnäcker die Professorin daran festhielt, das schwarze Glaceleder nie von ihren Händen zu entfernen. Endlich schien des Käffels Lösung glücken zu wollen.

Frau Bredow, die junge Frau eines Automobilfabrikanten, hatte in sich das Talent der Handschriftentunde entdeckt. Gestaltig erzählte man sich im Kreise ihrer Intimen, wie unsehbar ihre Gabe sei, aus den Linien der Handinnenfläche Alter, Charakter, Ergebnisse und Zukunft des betreffenden Objektes zu lesen.

Nach hatte sich ein kleiner Zirkel gebildet. Frau Bredow war am Werk, behaute Handflächen, verlorale „Lebenslinien“ und andere Linien, deutete mit Kaffandramiene und trat immer das Richtige.

Man hatte natürlich auch Frau Jordan, zu deren Ueberflurung ja die ganze Veranstaltung aranzaiert worden war, hinzugesen, sie zum Niederstehen im Kreise gezwungen.

„Bitte, nicht. Ueber meinen Charakter gebe ich mich keiner Täuschung hin, meine Lebenslinie kenne ich, und von der Zukunft möchte ich den Schleiter beileibe nicht lästen.“

„Aber, teure Professorin, wo wir doch alle — — es ist doch dochinteressant. Geht es Ihnen an Mut?“

„Das nicht. Ich will einfach nicht.“

„Dann müssen wir für Sie wollen. Nur zu Ihrem eigenen Besten. Frau Bredow wird Ihnen sicher eine himmelblaue und rosenrote Zukunft prophezeien können.“

Ob die Professorin wollte oder nicht wollte — man hatte sich zu zweiten ihrer rechten Hand bemächtigt, den Handschuh, so knapp er auch war, davon abstreift.

Der Professorin blaßes Aldamengesicht war rot geworden. Noch machte sie den versöhnlichen Versuch, die hilflose Hand zu verbürgen. Aber es war zu spät. Ein verarbeitetes Glas mit aufgetriebenen Gelenken, kurzen, verunstalteten Nägeln, hornartiger, rissiger Haut war sichtbar geworden. Die Hand einer „Schmetarbeiterin“ im häuslichen Beruf.

Die eleganten Frauen in den weichen Esidensleibern waren verloren geworden. Nur der Professorin war mit einem Male alle Berlegenheit gewichen. Sie richtete sich gerade auf und ihre einsackelnen Augen glänzten noch einmal in einem fremden Feuer auf.

„Nun haben Sie Ihren Willen! Nun wissen Sie, was ich aus Rücksicht — nicht auf mich, sondern auf Sie — verschwiegen. Ich bin eine Arbeiterin, eine, wie Frauen des Mittelstandes es ja jetzt alle geworden sind, die eine so, die andere so. Von nichts konnte ich nicht leben, seitdem man mir meine kleine Pension genommen hat. Talente, die ich nunbringend hätte verwenden können, besitze ich nicht. Wo ist überhaupt jetzt ein Talent, das ernährt? Das tut nur die Arbeit der Hände. So gebe ich denn als Aufwachfrau in die Häuser der Bemittelten, lese Studien, tolle Gehalt, Loh, wache plätze. Keine Tasse beweist, daß ich mir mein Brot rechtlich verdienen. Um mich aber nicht ganz aus dem Kreise aller wertigen Interessen ausszuschalten, beähre ich noch weiter diesem Klub an. Werden Sie sich nun noch damit abfinden können, mich hier zu dulden?“

Eine Pause klaffte. Dann stand eine der vornehmsten Damen auf, sog den grandiosen Kopf der Frau Jordan an ihre Schulter, streichelte ihr sanft die Wangen: „Meine liebe, liebe, tapetere Frau Professorin!“

Auch die junge Handdeuterin war aufgestanden. Unversehens hatte sie sich über die verarbeitete Hand gebückt und sie geküßt. „Berzehen Sie mir! Dies der Hand, die anderen den Weg weisen kann, der Hand, die durch Arbeit gedeilt ist!“

Das Mädchen von heute als Mutter von morgen

Von Helene Braun.

Die neue Mädchengeneration, die vor unseren Augen heranwächst, oder die schon im Leben steht, ist eine ganz andere als in früheren Zeiten. Verließ damals ein Mädchen die Schule, so wurde es meist auf das Mütterliche eingestelt, weil alle Interessen auf eine Heirat hinfielen. Es gab ja auch, kaum einen anderen Weg. Außerdem war früher meist ein Haus imstande, den einzelnen weiblichen Mittalgebern Arbeitgeber und Zulehnsstätte zu sein. Da aber an seine Stelle jetzt die soziale Gemeinschaft getreten ist, die ihm als gewerblüchere und industriale Unternehmen, als Gemeinde, Staat oder als freiwilliger Verband eine Verrichtung nach der anderen abnehmen hat, so sind dadurch eine ganze Anzahl Kräfte der Familie besonders weibliche, frei geworden.

Was soll nun aus den überzähligen, unbeschäftigten weiblichen Familienmittalgebern werden? Sollen sie warten, bis ein Mann kommt und sich ihrer erbarmt, oder sollen sie warten — bis keiner mehr kommt?

Nach einer Zeit des Schwankens und der Selbstbestimmung sammelte sich die weibliche Jugend unter der Fahne der „Frauendemenuna“ und suchte in anderem Sinne als sonst wohl Erwerbungen zu machen. Da es berrenlose Gegenden in wirtschaftlichem Sinne kaum mehr gibt, drang man in männerbesezte Gebiete ein und suchte sich dort anzufedeln; nicht aus Beutelust oder Uebermut, sondern um einem sonst trostlosen Leben einen neuen Inhalt zu geben.

Kann man dieses Bestreben ansetzen Mädchen im Ernste ver- denken?

Das Mädchen von heute nimmt im öffentlichen Leben dieselbe Stellung ein wie der Mann. Es ist politisch, wirtschaftlich und sozial gleichberechtigt und darf seine eigene Meinung frei und offen aussprechen und verteidigen.

Im ersten Augenblicke des Hinausliegens in die Freiheit wollen daher fast alle von dem täglichen Kleinram nichts hören. Erst von dem Augenblicke an, wo sie dem Gedanken einer Ehe näher treten, rücken diese Fragen in das Gebiet ihres Nachdenkens.

Wie wird sich nun das Mädchen von heute als Mutter von morgen fühlen, wenn wir es mit der Mutter der alten Generation vergleichen? Wir kommen da zu sehr interessanten Gesäußerungen und zu zwei verschiedenen Klassen der heutigen weiblichen Jugend.

Der eine Teil der jungen Mädchen wird weniger für diesen Beruf tauglich sein und zwar aus folgenden Gründen: Einmal haben sie ungenügende oder gar keine Vorkenntnisse für ihre neuen Pflichten. Das liegt zum Teil an der nach außen eingestellten Richtung, an dem Genuß von oberflächlichem Vergnügen, an dem Willen, sich auszuleben ohne bindende Fesseln. Zum anderen liegt es daran, daß dieser Jugend kaum Zeit bleibt, sich mit häuslichen Anseherarbeiten zu beschäftigen, weil sie durch das Tempo der Zeit mit fortgerissen wird.

Demgegenüber steht das heutige Mädchen, das sich besser für den Mutterberuf als die frühere Generation eignet, und zwar wegen gründlicherer Kenntnisse des Lebens und wegen umfassenderen Wissens. Wichtige Fragen kann die Mutter von morgen ebenso gut beantworten wie der Vater. Früher wurden dagegen die Kinder in besonderen Angelegenheiten immer nur zum Vater geschickt. Dazu kommt, daß nach kurzer Zeit des Berufslebens der überwiegende Teil der weiblichen Jugend Unzufriedenheit im Berufe empfindet und sich nach einer Häuslichkeit lehnt.

Wenn wir nun diese beiden Mädchenarten miteinander vergleichen, so kommen wir zu folgendem Ergebnis:

Unter der Voraussetzung natürlich, daß die Frau eine wirkliche Ehe eingegangen ist und eine wirkliche, d. h. eine wahre Mutter werden will, wird wohl das Mädchen von heute trotz geringerer sozialer Vorbildung geeigneter sein, den Mutterberuf zu erfüllen, als die Mutter der vorigen Generation. Die Gründe hierfür liegen in der größeren Ausbildung der Frau von heute,

ihrer Selbstständigkeit, ihres geschärften Auges und ihres Verstandes. Die unmittelbar hausfrau-mütterlichen Eigenschaften wurzeln so tief im Wesen jeder Frau, als daß sie bei ihrer ärgeren Allgemeinbildung sich nicht schnell und richtig einstellen könnten.

Wenn daher ein Mann, der einen Hausstand gründen will, mit Sorgen um sich blickt, weil er glaubt, der Zug der Zeit habe das Mütterliche, das er in seiner Jugend an seiner Mutter schätzte und liebte, eingebüßt, so darf er ganz getrost und zuversichtlich sein. Denn die Aussichten für einen Mann, eine tüchtige Frau und eine gewissenhafte Mutter seiner Kinder zu finden, sind eher günstiger als schlechter gegen früher.

Buntes Allerlei

Das gefährlich Kleid

1. Das Umfärben eines Seidenkleides führte zu einem ungewöhnlichen Prozeß in Paris. Der Tatbestand ist folgender: Eine junge Dame hatte ein Seidenkleid blaurota färben lassen. Als sie es zum erstenmal trug, empfand sie starke Schmerzen. Der Arzt erkannte auf „Hautauschlag“ und unterzog die Patientin einer Behandlung, die auch nach wenigen Tagen die Schmerzen verschwinden ließ. Aber der Trägerin wartete eine neue, schmerzliche Ueberreizung: ihr Oberkörper überzog sich mit einem Netzwerk von Tätowierungszeichen. Sie machte nun Schadenersatzansprüche bei der Färberei geltend, die ihr durch leichtsinnige Behandlung einen körperlichen Schaden zugefügt hatte. Der Besitzer der Färberei wies den Anspruch mit der Begründung zurück, daß er den gleichen Farbstoff für Tausende von Kleidern angewandt habe, ohne daß je eine Klage aus dem Kundenkreis bekannt geworden wäre. Mit der weiteren Unterfuchung der Angelegenheit wurde ein Gerichtschmeiter betraut, der mit den Stoffresten des Kleides am eigenen Körper und an dem mehrerer Frauen Versuche vornahm. Auf Grund dieser Versuche riet er der Dame, das Kleid noch einmal zu tragen, aber die Schmerzen stellten sich sofort wieder ein, gleichzeitig mit der Tätowierung. Der Sachverständige sah sich deshalb zu dem Schluß genötigt, daß es sich hier um einen jener Ausnahmefälle handle, die bei gewissen Personen Giftwirkung durch Gegenstände und Nahrungsmittel hervorrufen, während die meisten Menschen davon ganz unberührt bleiben.

Eine Meisterschule der Mode

1. Der Schulausschuß des Münchener Stadtrates beschloß, in München eine Meisterschule für deutsche Mode zu errichten. Die Schule soll künstlerisch und technisch begabte Schülerinnen zu führenden Meisterinnen, künstlerisch selbstständig schaffenden Modellschneiderinnen, Direktorinnen und Geschäftsleiterinnen heranzubilden. Der Unterricht umfaßt in vier bzw. drei Semestern die künstlerisch-technische, kaufmännisch-wirtschaftliche und staatsbürgerliche Ausbildung. Ausgenommen werden nur Schülerinnen, die das 21. Lebensjahr vollendet, die Gehilfenprüfung abgelegt, die Aufnahmeprüfung bestanden und eine mindestens zweijährige Gehilfenzeit zurückgelegt haben. Die Stadtgemeinde München stellt die Lokale, die Leitung und die Lehrkräfte der

Schule. Die Leitung der Schule liegt in Händen von Frau Studiendirektor Kornbas-Brandt.

Die Modeschau

die kürzlich in Offenbach stattfand, hat von vornherein etwas Wesentliches vor anderen Modenschauvorführungen voraus: den Charme und die Anmut der „Mannequins“, Schülerinnen der Offenbacher Kunstgewerbeschule. Die Mädchen zeigten selbsterfundene Kleider, für den eigenen Körper bestimmt, und zeigten zugleich, wie diese Kleider getragen werden müssen. Eine Modeklasse führte Modelle des ganzen Jahres vor, man sah die leichtesten Kleider des Sommers neben den Abendroben des Winters, schlicht gearbeitete tadellos sitzende Schneiderkostüme und Sportkleider.

Chinas neue Trauerfarbe

1. Bei dem Leichenzug der Gattin des Generals Hsiung Hsi-Hui in Schanghai wurden die neuen Trauervorschriften der Rankinger Regierung beobachtet. Statt der bisher in China üblichen weißen Farbe sah man Schwarz. Auch das Tuch, hinter dem die Hauptleidtragenden dem Sarge folgten, war nicht weiß, sondern schwarz, und das den Zug begleitende Militär trug schwarze Armbinden.

Reis als Schmutz

zu verwenden, ist eine neue Modelaune. Die Reiskörner werden vorerst entsprechend eingefärbt, dann durchbohrt und aufgefädelt. Meist hält man die Kette in der zu dem betreffenden Kleide abgestimmten Farbe (die von den Reiskörnern ohne weiteres aufgenommen wird), oft aber sieht man auch Ketten in zwei Schattierungen, wodurch der Reiz dieser Neuheit erhöht wird. Die Halskette hat kein Schloß, die Schnüre werden zusammengedreht und vorne geknotet, so daß ihre Enden quastförmig herabhängen.

Beobachtungen aus der Kinderküche

1. Das Kägelabbeissen bei Kindern wird als gesundheitsschädlich gerügt und bestraft. Die verschiedenen Gegenmittel, Einjämieren der Finger mit bitteren Flüssigkeiten und Salben können nur des Nachts vorgenommen werden und haben überhaupt wenig Zweck. Wichtiger ist es, den Grund des Kägelkauens zu erforschen und die lästige Gewohnheit zu bekämpfen, indem man die Ursache bekämpft. Ich habe beobachtet, daß nur schwächliche, blasse Kinder ihre Kägel kauen, es wäre demnach das beste, solchen Kindern eine andere als die gewohnte Nahrung zuzuführen. Die Ernährung müßte kalkreicher sein, das erfolgreichste Kindernährmittel, der Lebertran, dürfte, wenn er keine Verdauungsbeschwerden verursacht, als gutes Gegenmittel bei Kägelkaun angewendet werden. Das Kägelabbeissen hat viel Ähnlichkeit mit dem Federessen der Hühner, auch hier handelt es sich immer um schwächliche Tiere, deren Knochenbau durch Kalkarmut gelitten hat und deren Blutbildung mangelhaft ist. — Wenn die Schwächezustände der Kinder, die häufig mit Kägelkaun beginnen, durch eine geeignete Lebensweise, viel Schlaf, frische Luft, Bewegung, usw. regelrecht und andauernd bekämpft werden, wird auch das Kägelkaun aufhören, das am häufigsten bei dummlerischen, nervösen Kindern auftritt.

Druck und Verlag der W. Rieker'schen Buchdruckerei, Altensteig.

Vormittagskleider

Wo keine Verkaufsstelle am Ort, beziehe man alle Schnitte durch den Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststraße 72.



a) Kleid ist die kleine Contour, die man so wagt, daß die Güte frei bleibt und das weiche Ganz sichtbar ist.

K 26207. Dieser Abdruck zeigt die neue Form des Blusenkleides mit apertem Vordereinsatz. Die Bluse ist wie der Blusenrock aus Kappentuch hergestellt und der Bluse aufgeknappt. Die Bluse aus hellem Stoff hat lange, enge Ärmel, die mit Futter aus gleichem Stoff abgehängt. Erforderlich 1,90 m Rockstoff, 1,30 m breit, 1,30 m Blusenstoff, 1,00 m breit. Beyer-Schnitte für 90 und 104 cm Oberweite je je 1 Mark.

K 26187. Leicht nachgearbeitet ist das alte Blusenkleid aus braun gemusterter Leinwand. Der Blusenrock ist wie der Blusenrock abgehängt und bildet festlich Futter. Ebenso haben die Blusenärmel Futter von brauner Kappentuch. Erforderlich 2,75 m Stoff, 1,30 m breit. Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite je je 1 Mark.



K 26207 Beyer-Schnitt

K 26187 Beyer-Schnitt

K 35234 Beyer-Schnitt

K 26081 Beyer-Schnitt



b) Sehr lieblich ist die neue Vorderseite mit festlichem Schloß. Die Seiten sind im Rücken fest eingeknotet, je festlich hängt ein Stockloch herab.

K 35234. Diese praktische Länge ist das Blusenkleid aus einem hellen Stoff, einer Arm-Linien Bluse und einer weichen Unterrockbluse. Der Rock kann auch der Bluse angeschlossen werden. Der Rücken ist festlich aufgeknappt. Erforderlich 2,50 m Blusenstoff, 1,30 m breit, 1,75 m Blusenstoff, 90 cm breit. Beyer-Schnitte für 84, 92 und 100 cm Oberweite je je 1 Mark.

K 26081. Die einfache Schnittform des Vorderkleides ist für jede Altersstufe passend. Der Rock ist in hellen geordneten Rock liegt sich in Gegenwart einer glatten Hüftlinie an. Das Kleidchen schließt vorn übereinander mit Knöpfen. Schlichte, enge Ärmel. Erforderlich 2,50 m Stoff, 1,30 m breit. Beyer-Schnitte für 92, 100 und 104 cm Oberweite je je 1 Mark.

Die Schnittmuster sind durch die W. Rieker'sche Buchhandlung Altensteig zu beziehen

